


Nr. 168. Bromberg, den 26. Juli 1932.

# „Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt“

**Roman von Rolf Brandt.**



An der Wand des Hotelsalons hing in einem federnden Gestell ein breites, glatt gehobeltes Brett aus Lindenholz. Davor stand der Fürst von Tervueren und schlug mit seinen schmalen, schönen Händen in regelmäßigen Abständen auf das weiche Holz. Rechte Hand, linke Hand. In Hockstellung vor ihm saß ein japanischer Diener. Er zählte auf japanisch: „Ichi, ni, san, shi . . .“

Unaufhörlich zählte der Japaner; unaufhörlich flogen die beiden Kanten der flachen Hände immer stärker auf das weiche Holz

„Aufhören!“ sagte der Japaner.

Die Kanten der Hand begannen wieder zu schmerzen, aber der Fürst verzog keine Miene. Er machte ein paar Schläge in die freie Luft. „Wann sind wir so weit, Taki?“ fragte er.

„In acht Tagen werden Erlaucht mit diesem berühmten Schlag einen Arm zerbrechen können.“

Kniebeuge. Das japanische Kommando erklang wieder. „Ichi, ni, san . . .“

Nach einer halben Stunde reichte der Japaner seinem Herrn ein weiches Frottiertuch. Der Fürst ging in das Badezimmer, duschte und ließ sich noch einmal gründlich abreiben; dann streckte er sich auf die Chaiselongue, über der ein riesiges schneeweißes Badelaken gebreitet lag. Er ruhte nackt. Der Japaner — man konnte bei genauem Hinsehen vielleicht annehmen, daß er ein Mischblut wäre — entzündete an einer langen Pfeife eine Zigarette, nahm sie dann aus der Pfeifenröhre und reichte sie brennend dem Fürsten. Der tat ein paar Züge.

„Schlafen, Anata“, sagte der Diener.

Der Fürst zeigte auf den kleinen Wecker mit den Leuchtzahlen, der auf dem Rauchtischchen stand. „Um fünf Uhr wecken! Große Uniform!“

*

Der Fürst von Tervueren, Sieur de la Rangerie, Vetter des Königs der Belgier, saß, Ehrengast, in dem schönen Zimmer des Generals Murray Warner, Oberkommandierenden der amerikanischen Besatzungstruppen am Rhein. Neben dem Fürsten saß die älteste Tochter des Generals, eine hellblonde und blauäugige Amerikanerin, die beste Reiterin von Koblenz. Dann folgten der Adjutant, die jüngste Tochter des Generals, die bereits einen sehr guten Namen in der internationalen Tenniswelt hatte, und Sir Frederic Mayburn, der von Köln zu Gast gekommen war und ebenfalls als ein vorzüglicher Tennisspieler galt.

Auf dem Tisch standen gelbe Anemonen, rote und mit vieler Mühe hergebrachte schwarze Nelken. Der Tafelschmuck war also schwarz, gelb, rot — die Farben Belgiens. Auf den Tischkarten war neben dem amerikanischen Sternenbanner der goldene Brabanter Löwe, das Wappen des königlichen Hauses von Belgien, angebracht. Amerikanische Ordonnanzen bedienten.

Der Fürst sprach ausgezeichnet Englisch. Er erzählte, daß er, der Tradition seines Hauses gemäß, als einfacher Soldat in die belgische Armee eingetreten sei. Er war der jüngste Soldat gewesen, als man ihm die Erlaubnis gab, gegen die Feinde des Vaterlandes zu kämpfen. Er hatte es an der Front zum Leutnant gebracht, und die hohen Kriegsorden klirrten an seiner Brust, während er erzählte. Er war — so wußte der General bereits — vom König der Belgier abgesandt worden als persönlicher Botschafter, um dem General das Großkreuz des Leopoldsordens zu überreichen.

Vielleicht machte sich Murray nicht so übermäßig viel aus Orden; er hatte innerlich wenig für Europa übrig. In der kurzen Zeit an der Front hatte er die Franzosen geachtet; nach dem Sieg hatte er sie verachtet, als sie in das verlassene Rheinland einrückten und sich wie die Sieger benahmen. Er wußte: Die Sieger waren seine Amerikaner allein. Aber er wollte für Ordnung und Recht siegen — so, wie er es verstand.

Es wurde von ihm in Koblenz die Geschichte erzählt, daß der riesige Mann auf der Pontonbrücke nach Ehrenbreitstein gestanden habe, als französische Artillerie vorbeizog. Ein französischer Offizier hatte ein deutsches Mädchen, das in Todesangst einem Knaben nachlief, der sich losgerissen hatte, um das lustige Schüttern der Kanonen zu sehen, mit der Reitpeitsche über das Gesicht geschlagen. Da war Warner hinzugetreten, hatte mit einem einzigen Griff seiner mächtigen Hände den Offizier aus dem Sattel gehoben und in den Rhein geworfen. Dann hatte er das Mädchen, eine kleine deutsche Erzieherin, bis an das Ende der Brücke geleitet, und als ein französischer Major an ihn heranritt, hatte er nur gesagt: „Schweigen Sie — oder Sie folgen dem anderen nach! Dazu sind wir nicht über den Ozean gekommen, um das anzusehen!“

Die Belgier haßte er schlechthin. Trotzdem war er von sehr großer Liebenswürdigkeit zu diesem fürstlichen Vertreter der Armee, weil er dessen jugendliche Unbefangenheit so angenehm fand und weil der nahe Verwandte des königlichen Hauses in einem echten Frontton sprach, den der General liebte. Außerdem: Man konnte mit dem jungen Fürsten über Sport reden; er verstand etwas davon. Er schien — so hatte der General beim ersten Händedruck gemerkt — eine eiserne Hand zu haben. Glänzender Bursche! Es gab noch ein Gutes außerdem: Der englische Kollege hatte den Leopoldsorden noch nicht; er, der Amerikaner, bekam ihn zuerst. Eine Selbstverständlichkeit — aber immer-

hin, die besondere Art der Ehrung gab Anlaß zu einem besonderen Bericht nach Washington.

Der General hatte nichts dagegen, daß der Fürst Charlie Tervueren — er hatte den englischen Vornamen auf Wunsch einer englischen Tante, die er einmal beerben würde — sich ausgezeichnet mit Dorothy unterhielt. Als der Sekt in ziemlich ausgiebigen Mengen kam, konnte man finden, daß die beiden jungen Leute in einer Weise flirteten, die der General in Amerika nicht gern gesehen hätte. Hier war Europa, hier war sozusagen noch Krieg. Damn' your eyes! Außerdem — bei so nahen Verwandten des belgischen Königshauses war es gut, ein Auge zuzudrücken.

Dorothy fand den jungen Fürsten smart. Sie machte sich im allgemeinen nicht viel aus Männern. Wenn man sie in weißen Reithosen und braunem Jungensjackett über die Felder der rheinischen Bauern jagen sah, hätte man sie für einen frechen und waghalsigen jungen Amerikaner gehalten, kaum für eine Frau. Dabei war ihr rosiges Gesicht unter dem vollen blonden Haar, das sie kurzgeschnitten trug, regelmäßig und weiblich geformt. Hellblaue Augen, ein ziemlich voller Mund, über dem ein goldbrauner Flaum lag. Aber sie war ohne Mutter aufgewachsen; sie kannte eigentlich, wie ihr Vater, nur Soldaten; und diese Soldaten hatten sie so sehr verwöhnt, daß sie die amerikanischen Männer zum mindesten nicht sehr ernst nahm. Sie trug ein ganz leichtes und durchsichtiges Seidenkleid, das sehr einfach gearbeitet war. Es war ihr ziemlich gleichgültig, daß man recht genau erkennen konnte, wie gut sie gewachsen war.

Nun merkte sie plötzlich, wie diese ganz hellgrauen und scharfen Augen des jungen Belgiers dieses seidene Kleid einfach wegzunehmen schienen. Unverschämt! dachte sie. Aber sie hatte dabei doch neben dem Unbehagen ein aufreizendes Gefühl. Sie sagte und sah den Gast mit ihren hellblauen Augen an: „Ich kenne die Hofgesellschaft wenig, Hoheit, aber bei uns in Amerika..." Sie wollte fortfahren: „hat man nicht die Eigentümlichkeit, junge Damen so unverschämt mit den Blicken auszuziehen." Sie hätte es zu jedem Menschen auf der Welt gesagt, denn sie pflegte im allgemeinen ziemlich genau das auszudrücken, was sie meinte. Aber sie schwieg — denn der Fürst hatte seine Augen ganz fest in ihre gerichtet. Unter den dunklen Brauen kamen sie frech und stechend hervor, sehr hart dabei. Er hat Augen wie ein Räuber! dachte Dorothy.

In diesem Augenblick erhob sich der junge Fürst, nahm sein Sektglas und toastete: „Auf die Tapfersten der Tapferen, auf die wahren Sieger des großen Krieges, auf die Helfer, auf die Retter, auf die Kämpfer für Recht und Frieden! Auf die amerikanische Armee und ihren großen General Murray Warner!"

Man stand auf. Der General, durch so viel Ehrung leicht bewegt, dankte sofort, indem er die belgische Armee noch einmal leben ließ. Auf den König und auf den Präsidenten war, wie es üblich ist, gleich bei Beginn des Essens getrunken worden.

Man nahm den Mokka im Wintergarten. Die mächtigen Schiebefenster waren aufgezogen; über dem Rhein funkelte eine Mainacht.

„Entzückende Villa!" sagte der Fürst beiläufig. „Wenn man bedenkt, daß sie gestohlen ist — —"

Der General fuhr auf. „Wie meinten Hoheit?"

„Ach Gott — wir an der Front waren nicht so zimperlich! In der Etappe sagte man „requirieren"; wir sagten schon ruhig „stehlen"."

Der General lächelte und zuckte die Achseln.

Der Fürst spann seinen Gedankengang fort: „Es sind ja überhaupt die Worte, die erst die Handlungen in eine bestimmte Rubrik bringen. Wer einen Menschen erschlägt, der ihm nichts getan hat, und es ist gerade Krieg, der ist ein Held."

„Sind Hoheit Pazifist?" fragte der General ziemlich scharf.

Die grauen Augen des Fürsten senkten sich nicht einen Augenblick; sie wurden schmal und von einer Tollkühnheit, die geradezu erschreckte. „Sehe ich so aus, General? Ich bin für den Krieg — aber ich liebe es, meine Gedanken spazieren zu lassen."

Dorothy brachte dem Fürsten selbst die Mokkatasse.

Er nahm sie ihr sehr liebenswürdig aus der Hand und sagte: „Kleine Dorothy, das können Sie nicht!"

Sie stampfte nun mit dem Fuß auf.

„Oh", sagte der Fürst, „sehr viel Temperament für eine Amerikanerin!" Er nahm ihre Hand, fuhr leicht und zärtlich den Arm hinauf . . . Der Kerl hypnotisiert mich! dachte Dorothy. Seine Hand fest um ihren Oberarm pressend, fragte er: „Wann reiten wir morgen, Dorothy?"

„Ich bin nicht Ihre Dorothy, Hoheit!"

Der Druck wurde schmerzhaft. „Wenn reiten wir, kleine Dorothy?"

„Um elf Uhr werden die Pferde bereit sein, Hoheit", sagte sie, und sie fühlte, wie sie zum erstenmal vor einem Mann dunkelrot wurde. „Um elf Uhr wird die Parade zu Ende sein, Papa?" fragte sie.

„Ich denke, daß es Hoheit recht sein wird, wenn die Übergabe bis morgens um zehn Uhr vor den versammelten Truppen vollzogen wird."

„Allright!" sagte der Fürst und begann dann, indem er Dorothy einfach stehen ließ, ein langes Gespräch mit ihrer Schwester, die, um zwei Jahre jünger, doch wie ein Ebenbild der Älteren aussah. Nur auf der Oberlippe fehlte dieser goldhelle Flaum, was der Fürst im Laufe des Gesprächs ohne weiteres feststellte. Er sagte zu der Jüngeren, die eine ebenso große Meisterin im Flirt wie im Tennisspiel war: „Eigentlich schade! Es muß very enchanting sein, diesen goldenen Flaum zu küssen . . ."

Für den Nachmittag um fünf Uhr hatte er sich mit der Jüngeren zum Tennisspiel verabredet. Der General brachte ihn selbst bis zur Gartenpforte, wo das amerikanische Dienstauto wartete. „Good bye! — „Good bye!"

Der General kam zurück und sah einen merkwürdigen Blick, der zwischen den beiden Mädchen hin und her ging. „Wie findest du den Fürsten?" fragte Dorothy.

„Netter Junge", meinte der General.

„Zu nett", sagte Dorothy und goß sich, obgleich es spät geworden war, noch ein Glas Sekt ein. —

Der amerikanische Posten salutierte, der Portier riß die Drehtür auf, aus einem Sessel sprang der belgische Oberst Barrière, der Militärkommissar bei der amerikanischen Besatzungsarmee.

Die schmale, eisenharte Hand des Fürsten legte sich um die Hand des Obersten. „Morgen um zehn Uhr, Oberst! Ich habe es für richtig gehalten, den Orden unseres Souveräns dem General vor der gesamten Besatzungsarmee zu übergeben. Der General hat daraufhin die notwendigen Befehle erteilt. Auf Wiedersehn morgen um zehn Uhr!"

•

Die Engländer hatten eine Kompanie Schotten mit großer Kapelle entsandt. Der Peabroach schrillte. Die schmalen, langen Trommeln schlugen gegen die Knie; die Mützenbänder flatterten.

Die Koblenzer Bürger stießen einander an. „Dat gibt Fastnacht — die haben ja Weiberröcke!"

Die Armeemärsche des alten Sousa durchdröhnten die Stadt. Die Schotten spielten „It's a long way to Tipperary", und die amerikanische Kapelle, hundert Mann stark, spielte den Yankee-doodle.

Die Truppen zogen am Rhein entlang, zogen über die Pontonbrücke, marschierten den schönen, steilen Weg nach Ehrenbreitstein hinauf, über den die Mailuft strich. Vom Turm der Festung flatterten die Sterne und Streifen der Vereinigten Staaten.

Der Wagen des Generals Murray Warner fuhr vor. Die Griffe klirrten durch die Glieder; die hatten von den Preußen gelernt, diese Amerikaner. Friedrich Wilhelm I. hätte diese Soldatenmauer abgehen können; sie standen steinern, mächtige Menschen, braun, sehnig und unverbraucht. Das Melden der Chargen begann; unaufhörliche Befehle . . . Es war eine Minute vor zehn Uhr. Der General stand ein wenig nervös. Eine Schlacht wäre mir lieber gewesen! dachte er vor dem ersten Glied.

Auf die Sekunde traf das Auto des Fürsten ein. Der belgische Oberst begleitete ihn. Der Präsentiergriff rauschte durch das ganze Viereck; alle Kapellen spielten die Brabançonne. Die freche Revolutionsmelodie schlug hell in den Morgen. Der Fürst stand in streng militärischer Haltung, Hand am Käppi, und salutierte. Der Oberst reichte ihm das Lederetui mit dem Großkreuz des Leopoldsordens. Während die Musik nun „Stars and stripes" intonierte, heftete der Verwandte des belgischen Königs den hohen Orden

an die Brust des Generals. Er fragte leise: „Darf ich ein paar Worte sprechen?"

Die Befehle flogen über den Hof; die Mannschaft setzte die Gewehre bei Fuß. Der Fürst sprach. Seine helle, durchdringende Stimme beherrschte mühelos das riesige Viereck. Meine Herren Generale! Kameraden! Mein hoher Souverän, der König der Belgier, mein Vetter, hat die Gnade gehabt, mich dadurch auszuzeichnen, daß er mich beauftragte, General Murray Warner das Großkreuz des Leopoldsordens, der höchsten belgischen Auszeichnung, zu überbringen. Kameraden, wir Leute von der Front, die wir alle noch das große, heilige Erlebnis in uns haben, sind nicht Freunde von Worten ... Ich sage kurz: Indem ich das Kreuz an die Brust des großen amerikanischen Generals hefte, drücke ich, auch ein belgischer Frontkämpfer, jedem Kameraden der amerikanischen Armee brüderlich die Hand! Sie haben mein zertretenes Vaterland gerettet — Sie haben Europa gerettet! Um Ihre Fahne weht die Ehre der größten Tat der neuen Geschichte! Kameraden — ich grüße die Vereinigten Staaten und ihren Präsidenten, ich grüße die herrliche amerikanische Armee!"

Er stand fest, schmal, steil. In seinem Gesicht war keine Bewegung; seine harten grauen Augen blickten starr in die tausend Gesichter der Truppe. Zum zweitenmal intonierten die Musikkorps die Nationalhymnen. Diesmal erklang auch „God save the king". Schließlich die Marseillaise.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Wunder.

Skizze von Franz Mahlke.

Es gab eine Zeit, da liebte ich die tote Uhr auf der Konsole. Vor mehr als dreißig Jahren ist ihr das Herz stehen geblieben, um die Stunde, als meine Mutter starb. Ein Wunder, ein gar zu trauriges Wunder! Ich habe unter der Konsole in einem Waschkorb gelegen und geschrien, so sagt man, und es wird schon stimmen.

Wie oft habe ich ehrfürchtig vor der alten Uhr gestanden und an das traurige Wunder gedacht und an meine Mutter. Das Gesicht der Uhr hatte immer etwas Schwermütig-Tröstliches. Und darum liebte ich sie.

Jetzt hasse ich sie. Wie sie grinst. Sie verhöhnt mich. Und ich bin doch immerhin ein Rechtsanwalt. Als ob sie alles wüßte. Dem Recht und Gesetz ein gewissenhafter Diener zu sein, bin ich berufen, aber ich habe ... Himmel, das ist ja zum Wahnsinnigwerden!

Davonrasen? Der Wagen steht in der Garage. Wie ein Ungetier mit Glotzaugen würde er durch die Nacht fegen. Wohin?

Oder soll ich mich stellen? In ein paar Tagen, in ein paar Stunden vielleicht ist ja doch alles heraus. Und was dann? Hinter dem Gitter? Ich, ein Rechtsanwalt, der von Berufs wegen ... Nicht auszudenken. Und das alles um schnöden Mammons willen. Pfui Teufel! Es ist so dunkel um mich, und es wird am Ende noch viel dunkler werden.

Himmel, dieses grinsende Uhrengesicht! Ist denn die Uhr nicht seit dreißig Jahren tot? Ja, vielleicht, weil sie tot ist. Ich habe nie gewußt, daß tote Dinge so grausam sein können. Warum sehe ich nur hinüber? Ich habe doch jetzt mit mir zu tun. Ich muß mich in Sicherheit bringen. Mit dem Wagen davon? Nein, das werde ich nicht tun. Warten, daß sie mich holen? Auch das will ich nicht.

Im Schreibtischkasten liegt ein kleines schwarzes Ding. Dem werde ich ruhig in das runde dunkle Auge sehen, bis es mich grell anblitzt ... Nur noch diesen Brief!

„Mein lieber Horst! Du hast in der gestrigen Morgenausgabe von dem großen Betrug gelesen. Ich bin in diese Angelegenheit mehr verwickelt, als ich es anfänglich glaubte. Deine Warnungen schlug ich seinerzeit in den Wind; denn ich habe nie angenommen, daß die Gesellschaft mit so unlauteren Mitteln arbeiten würde. Du weißt, ich habe, wie man so sagt, manchen Verbrecher vom Galgen gerettet. Ja, was habe ich alles verteidigt! Und mit Erfolg. Da wird zuletzt das Rückgrat der eigenen Gesinnung verbogen. Siehst Du, so kommt das. — Ich könnte vielleicht noch fliehen, mit meinem Auto. Das wäre feige. Ich könnte mich verteidigen. Vielleicht mit einigem Erfolg. Das wäre Gesinnungslumperei. Ich könnte, nein, ich müßte mich einsperren lassen. Das wäre — nach allgemeinen Rechtsbegriffen — Sühne. Ich kann mich selber bestrafen, gründlicher, als die Justiz es vermutlich tun würde. Und — das will ich tun! Wer so wenige Minuten vor dem Sprung ins Dunkle steht, wie ich jetzt, der lächelt überlegen über die oft umstrittene Frage, wozu mehr Mut gehört: zum Leben oder zum Sterben. — Vor mir liegt die Pistole und meine Taschenuhr. Um die Geisterstunde, wenn die beiden Zeiger haargenau aufeinander liegen, werde ich mich erschießen. Dann wird mich die alte Uhr — Du kennst sie —, die so lange tot ist, wie ich lebe, zum letzten Male angrinsen. Ehern stehen ihre Zeiger: eine Minute vor drei Uhr. Das ist ihre Ewigkeit. Der Sekundenzeiger meiner Taschenuhr tanzt. In drei Minuten habe ich auch eine Ewigkeit. Sieh mal, so genau bin ich in dieser Nacht geworden. Wenn ich mein Denken und Tun allezeit so eingerichtet hätte! — Kalt fixiert mich das dunkle Auge. Noch eine Minute. Aufrecht werde ich sterben. Den Blick fest auf das Gesicht der alten Uhr gerichtet. Leb wohl! Dein Wolf." — —

„Ihre Ausführungen zu der eben ins Rollen gekommenen Betrugssache und Ihre überraschenden Selbstbezichtigungen lassen kaum einen Zweifel an Ihrer Mitschuld offen, Herr Rechtsanwalt."

„Wenn ich es mit Dokumenten belegen darf, bitte, hier ist Material gegen mich, schwarz auf weiß."

„Mir scheint, Sie haben besondere Gründe, sich selbst zu stellen, und dazu in so früher Stunde?"

„Sachliche Gründe habe ich nicht vorzubringen. Es sind — ich möchte sagen — privatsachliche. Durch eine übersachliche Erscheinung bekam mein Schicksal eine seltsame Wendung, und es wird, wie das Urteil auch ausfallen möge, einen eigenen Kurs von diesem Ereignis aus nehmen."

„Kommen Sie zu den Tatsachen!"

„Ich faßte den festen Entschluß, mich selbst zu richten. Es war eine unheimliche Stille um mich. Genau um Mitternacht setzte ich diese Pistole an meine Schläfe, zog ab — Versager. Hastig untersuchte ich die Waffe, warf die angeschlagene Patrone aus dem Magazin und hob die Waffe abermals an die Schläfe. Da, oh, ich bekomme wieder das Zittern. Die tote Uhr ..."

„Was hat es für eine Bewandtnis damit?

„Die Uhr, die seit mehr als dreißig Jahren tot auf der Konsole stand, zählte in jenem Augenblick mit metallener Stimme: eins — zwei — drei! Der Sekundenzeiger kreiste weiter. Das Gesicht der Uhr sah mich an, groß, geisterhaft, und in der Stille glaubte ich eine Stimme zu hören, weich und werbend, wie die meiner Mutter: „Tu's nicht, tu's nicht!" Und mir sank die Waffe aus der Hand."

„Halluzinationen —"

„Nein, nein! Das ist alles so wahr wie mein Vergehen, so wirklich, wie ich hier vor Ihnen stehe."

„Also ein Wunder?"

„Ein Wunder!" — —

Ich habe meine Strafe verbüßt und bin wieder bei meiner alten Uhr. Ich bin jetzt etwas Vornehmeres als Rechtsanwalt. Wenn mein Rücken auch manchmal schmerzt und meine Hände Schwielen haben. Mein Acker ernährt mich. Und ich habe soviel Freude an meinen Blumen und an den Vögeln, die in meinem Garten nisten. Am liebsten aber ist mir meine alte Uhr. Sie ging damals fast fünf Stunden. Jetzt ist sie immer fünf Minuten vor acht. Nur wenige wissen, daß sie mir das Leben gerettet hat, — nein, sie gab es mir erst, in tieferem Sinne, in jener Nacht.

Und es geschehen doch Wunder!

# Musik und Aberglaube.

Von Dr. Fritz Stege.

Der Theaterdiener zog ein höchst bedenkliches Gesicht. „Nein, unter keinen Umständen können wir das Telegramm dem Herrn Kamersänger vor Beginn der Vorstellung aushändigen. Die ganze Aufführung ist gefährdet. Wer weiß, ob ..." Eine Tür öffnet sich unhörbar. „Nanu, was verbergen Sie da so ängstlich hinter Ihrem Rücken? Betrifft

der Wisch mich etwa? Her damit!" Der ertappte Theaterdiener stotterte. „Herr Kammersänger — es ist — ich bitte Sie. fassen Sie sich — ein Unglück — ein gräßliches Unglück — ich . . ." Der Angeredete entwand dem Widerstrebenden das Papier und las: „Schlaganfall, Zerschmetterung sämtlicher Knochen, Hals- und Beinbruch. Dein Hans."

Das befreiende Lachen, das der Telegrammtext auslöste, brachte auch dem biederen Theaterdiener Aufklärung über seinen Irrtum, der aus einer mißverständlichen Deutung der üblichen Theaterglückwünsche entstanden war. Die Annahme, daß das Gegenteil des Gewünschten in Erfüllung gehe, zählt in der gesamten Kunstwelt zu den weitest verbreiteten Äußerungen des Aberglaubens.

Wohl wenige unter denen, die auf der Bühne oder im Konzertsaal die Gunst des Publikums erproben müssen, sind völlig frei von irgendwelchen abergläubischen Regungen. Am meisten verbreitet ist der Glaube an wundertätige Amulette, die eine künstlerische Leistungssteigerung erzielen sollen. Daneben finden sich seltsame Gebräuche vor dem Auftreten, wie Ausspucken, dreimaliges Kratzen des Bodens mit dem Fuß, Bekreuzigen und vieles andere. Es gäbe einen hochinteressanten Beitrag zur Kulturgeschichte der Zeit, wenn man sich der Mühe unterziehen würde, derlei Seltsamkeiten zu sammeln.

So erzählt man sich von Caruso, daß er niemals zu bewegen war, an einem Freitag ein neues Theaterkostüm anzuziehen oder eine Reise anzutreten. Traf er einen Buckligen auf der Straße, so setzte er seinen Weg so lange fort, bis er einer buckligen Frau begegnete, deren Anblick die unheilvolle Wirkung des Buckligen aufhob. Auch an die „Jettatori", Menschen mit dem „bösen Blick", glaubte er mit vollster Überzeugung.

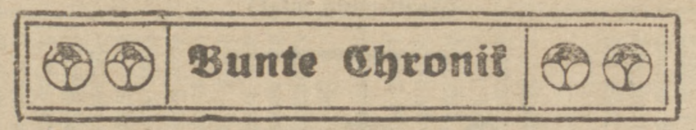
Auch Komponisten bilden keine Ausnahme. Salieri komponierte stets mit Bonbons im Munde, Sacchini nur in Gegenwart seiner Geliebten und seiner Katzen. Haydn mußte den Ring am Finger tragen, den er von Franz II. erhalten hatte. Dazu bekleidete er sich mit seinem Galaanzug und vergaß neben der Perücke selbst den Hut nicht. Bellini ließ keine Neuheit aufführen, wenn ihn am Tage der Premiere zuerst ein Mann grüßte. Halevy und Meyerbeer beteten am Aufführungstage; Meyerbeer versäumte nicht, sich vor Beginn der Ouvertüre regelmäßig die Hände zu waschen.

Bei Richard Wagner war es die Unglückszahl 13, der er einen bestimmenden Einfluß in seinem Leben zuschrieb. Sein Name hat 13 Buchstaben. Er war 1813 geboren, und die Quersumme dieser Zahl ergibt wiederum 13. Die Ablehnung der Oper „Tannhäuser" in Paris schrieb er dem Umstand zu, daß die Aufführung des am 13. April vollendeten Manuskriptes an einem 13. März stattfand. Wagner starb an einem 13. Februar. — Aber das Gebiet des musikalischen Aberglaubens ist damit noch längst nicht erschöpft. Je tiefer wir in die Welt musikalischer Kultur hinabsteigen, desto mehr Geheimnisse offenbaren sich, die, unberührt von der musikgeschichtlichen Forschung, unter der Oberfläche des Tages ihre Existenz finden. Es gibt zu allen Zeiten und bei allen Völkern „magische Gesänge", denen eine absonderliche Wirkung zugeschrieben wird.

Da finden sich Liebesgesänge im klassischen Altertum, Beschwörungs- und Zaubergesänge im Mittelalter, Fluchgesänge, Wetter- und Regenlieder bei Indianerstämmen Mexikos, in China und Indien. Sogar eine „Geburtsmotette" fehlt in der französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nicht, deren Gesang einen günstigen Einfluß auf die geistige Entwicklung des Kindes ausüben sollte. Besonders eigenartig ist die Geschichte des Kirchenliedes „Media Vita" (Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen), einer Weise, die als Volkslied mit dem Glauben an eine glückliche Errettung aus Todesgefahr, besonders aus Seenot, verknüpft wurde. Später verwandelte sich diese Bedeutung in ihr vollkommenes Gegenteil.

In gleicher Weise, wie man mit dem Singen des Liedes sich das Glück zu sichern hoffte, glaubte man, dem Mitmenschen Unglück bringen und ihm bewußt schaden zu können. Damit hatte das Kirchenlied den Charakter eines Fluchgesanges angenommen. Und der Mißbrauch, der nun einsetzte, muß gewaltige Dimensionen angenommen haben, sonst hätte sich die katholische Kirche schwerlich veranlaßt gesehen, hierzu im Kirchenkonzil zu Köln (1316) Stellung zu nehmen und „Verwünschungen gegen Menschen durch das Singen des „Media Vita"" im 21. Artikel streng zu verbieten.

Auch das Gebiet der Instrumentenkunde ist reich an abergläubischen Vorstellungen. Namentlich die Glocke nebst ihren Abarten verdient besondere Aufmerksamkeit. Wenn uns beim Hochamt das Glöckchen des Ministranten entgegentönt, dann ahnen wir nicht, daß dieser Glockenklang ursprünglich nichts als eine Abwehrmaßnahme gegenüber dem Teufel war, damit er die heilige Handlung nicht störe. Wenn uns auf der Weide das liebliche Geläut der Herdenglocken umfängt, so kommt uns nicht zum Bewußtsein, daß auch hier ein kultischer Hintergrund vorhanden ist. Die Glocke ist das Reinigungsgerät des heidnischen Opferrindes, dem man damit ein Amulett gegen den Einfluß des Bösen auf seinem Wege zum Opferaltar mitgab. Glocken dienen noch heute als Talismane in russischen Provinzen, in China, Teile von Klöppeln und Riemen wurden auch in Deutschland und Böhmen zum Schutz gegen Zauberei getragen. Mit Glückssymbolen in Tiergestalt schmücken viele exotische Volksstämme ihre Musikinstrumente. Das indische Glückszeichen der Fledermaus verziert die anamitische Laute; Schlangen und Eidechsen krönen afrikanische Kriegsinstrumente. Daß der Ton die Hilfe der Götter herbeiruft, kommt in der „Zauberflöte" zum Ausdruck in Papagenos Glockenspiel, in Oberons und Lohengrins Horn.



## Bunte Chronik

### Trinkt buntes Bier!

In den vornehmen Restaurants von London beginnt sich eine Mode einzubürgern, durch die ein einziger Bierbrauer Millionen verdienen dürfte. Dieser tüchtige Mann ist nämlich auf den Gedanken gekommen, die eintönige Farbe des Bieres zu ändern und bunten Gerstensaft zu brauen. Er hat ein besonderes Verfahren erfunden, um Bier herzustellen, das in allen möglichen Farben schillert. Rotes, blaues und grünes Bier sieht man bereits in den Gläsern leuchten, und dem Publikum ist verheißen worden, daß immer noch neue Farbenschattierungen hergestellt würden. Leider hört man nichts darüber, ob die Qualität des Bieres durch diesen Unfug beeinträchtigt wird. Aber eine rührige Propaganda hat dafür gesorgt, daß buntes Bier als besonders „schick" gilt, und so darf denn niemand, der etwas auf sich gibt, einfarbiges Bier trinken. Man kann also seinen Snobismus schon damit beweisen, daß man sich durch die Bestellung von buntem Bier über die Masse erhebt. Der Bierbrauer, der auf diesen Gedanken gekommen ist und beträchtliche Summen für die Propaganda ausgegeben hat, ist natürlich mit der Entwicklung der Dinge überaus zufrieden, denn in seine Kasse fließt ja das Geld derjenigen, die immer noch erhebliche Summen für neue Modetorheiten übrig haben.

*

### Eine Gefängnisstrafe, die im eigenen Heim abgesessen werden kann.

Ein eigenartiges Urteil ist kürzlich in Wildwood (New Jersey) gesprochen worden. Der Verurteilte, der wegen Diebstahls angeklagt war, sollte zur Strafe drei Monate brummen. Da er aber ein ärztliches Attest vorwies, demzufolge er ein sehr schwaches Herz habe, erlaubte ihm der Richter, die drei Monate im elterlichen Hause abzusitzen. Die Eltern mußten auch den Bewachungsdienst übernehmen. Sie mußten sich verpflichten, nach den Vorschriften des Urteils zu handeln. Der Verurteilte durfte seine geschäftlichen Arbeiten während dieser Zeit weiter erledigen. Mußte er zu diesem Zweck das Haus verlassen, dann durfte das nur in Begleitung der Eltern geschehen. Sobald der geschäftliche Gang erledigt war, mußte der Verurteilte wieder direkt zurück in den Hausarrest. Außerdem gestattete ihm der Richter, einmal in der Woche ein gutes Kino zu besuchen.

---

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.